Die Volkspoesie im Unterricht.

Von Prof. Harold Arjuna Graevell van Jostenode, Brüssel, Belgien.

„Ich will zu land ausreiten"—
sprach sich meister Hildebrand,
„Der mir die weg tät weisen
gen Bern wol in die land;
Sie sind mir unkund gewesen
vil manchen lieben tag,
in zwei und dreissig jaren
Frau Uten ich nie gesach."

„Wilt du zu land ausreiten",
sprach sich herzog Amelung,
„was begegnet dir auf der haide?
ein schneller degen jung;
was begegnet dir auf der marke?
der jung herr Alebrant,
ja rittest du selb zwölfte,
von im würdest angerant."

So singt eines unserer ältesten deutschen Volkslieder. Der alte Hildebrand, der Dienstmann und Waffenmeister Dietrichs von Berne, will nach seiner Heimat zurückkehren, um seinen Sohn wiederzusehen, den er als unmündiges Kind zurückgelassen hat. Der junge Held aber vertritt ihm den Weg, und sie müssen kämpfen auf Leben und Tod.

Diese Situation erinnert unwillkürlich an unsere eigene der Volkspoesie gegenüber. Wir sind alt geworden und sehnen uns wieder zurück nach der Jugendfrische unserer Vorfahren. Unkund ist uns allmählich geworden im Geräusche der Grossstadt, im Getriebe der Politik, im Haschen nach Erwerb der Weg, der abführt von der breiten Strasse nach dem Waldesschatten, wo Vögel singen und die Quelle rauscht. Dort aber wohnt die Volkspoesie. Sie fragt nicht nach hohen Palästen, sie fühlt sich nicht wohl, wo moderne Menschen in Frack und weisser Halsbinde sich amüsieren und ungefühlte konventionelle Reimereien aus zierlichen Büchlein in Goldschnitt vorlesen.

Die Volkspoesie ist eine ländliche Schöne, die die wilden Heckenrosen liebt, die die Einfachheit und Natürlichkeit dem Gekünstelten und Geschnörkelten vorzieht. Sie hat nicht nötig, sich zu schminken. Sie hat noch die frische Farbe der Jugend. Wer selbst sich ein frisches Herz

und einen gesunden Sinn bewahrt hat, der findet sie überall, wo einfache Menschen sind, deren Seele im Einklange mit der Natur nach Höherem strebt.

„Was ist's, das aus den Tragödien des Sophokles, wie aus dem schlichtem Volksliede uns anweht mit olympischem Hauch? (schrieb Robert Hamerling am 2. April in sein Tagebuch) — *Natur* ist's! Natur! Das echte Volkslied ist der Gipfel der Lyrik. Es drückt einen schönen Lebensgedanken aus in klassischer Kürze, in Ausdrücken, die nur der finden konnte, der das Ausgesprochene selbst erlebte; und endlich bei der innigsten Gemütstiefe mit einer Objektivität, die uns den Gefühlsstoff in reinster Kunstform, d. h. allseitig klar und überschaubar darstellt, so dass ein solches Lied, wenn gleich der Inhalt traurig und düster sein sollte, doch heiter und innerlich befreiend, als ein echtes Kunstwerk uns anspricht."

„Dergleichen Gedichte sind so wahre Poesie, — schreibt Goethe in seiner Rezension über „des Knaben Wunderhorn" — als sie irgend eins nur sein kann; sie haben einen unglaublichen Reiz, selbst für uns, die wir auf einer höheren Stufe der Bildung stehen, wie der Anblick und die Erinnerung der Jugend fürs Alter hat."

Uhland nennt die Beschäftigung mit dem Volksliede „ein rechtes Einwandern in die tiefere Natur des Volkslebens. Blättert man nur in den Verzeichnissen der Liederanfänge, so grüsst und blüht es allenthalben. Wald und Wiese, Blätter und Blumen, Vögel und Waldtiere, die Gestirne des Himmels erscheinen bald als wesentliche Bestandteile der Lieder, bald wenigstens im Hintergrunde als Palmen und Randverzierung."

Das Volk giesst sein ganzes Wollen und Fühlen in seine Lieder. Was sein Herz bewegt, das wird ihm zur Quelle der Poesie. Poesie ist nach Jakob Grimm nichts anderes, als „das Leben der Menschen selbst, gefasst in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache".

Wo das Leben noch einfach und im Einklange mit der Natur ist, da sprudelt auch der Jungbronnen der Poesie. Wo die „Bildung" hinkommt mit ihrer Kritik, wo ungezügelte Begierde herrscht, da versiegt er. Gerade die einfachsten Menschen haben Poesie. Unsere Vorfahren, die unsere reiche, so anschauliche Sprache geschaffen haben, gossen in die sinnlich anschaulichen Begriffe echte Poesie.

Daher ist namentlich die deutsche Sprache so überaus geeignet zur echten Poesie Sie ist mit ihrer sinnlichen Fülle schon selbst ein Stück Poesie, während z. B. im Französischen der Dichter Mühe hat, die Plattheit und elegante Korrektheit der Sprache zu verbergen. Eine Sprache, in der viel Logik steckt, ist ungeeignet zur Poesie. Daher hat die Volkssprache, der Dialekt, der noch nicht so abgegriffen und abgeschliffen ist, so viel voraus vor der Sprache der Gelehrten und Gebildeten. Man kann

im Französischen wohl poetische Gedanken ausdrücken. Aber die Sprache selbst bietet dazu wenig Mittel, umgekehrt wie im Deutschen. Liest man aber französische Volkslieder, so ist man erstaunt über die Verwandtschaft in der Ausdrucksweise mit den germanischen Sprachen. Je abstrakter eine Sprache ist, desto weniger leicht kann ein Dichter sie anwenden. Die dichterische Sprache muss aus dem Kontakt mit dem Volke hervorgehen, das stets plastisch und konkret denkt. Die elegantesten Phrasen können den Mangel an natürlichem Gefühl nicht ersetzen, die schönste Rhetorik kann den Mangel an Tiefe nicht beheben. Die Völker in ihrer „klassischen" Periode zeigen wohl grosse Formvollendung in ihrer Litteratur; aber alles Reimgeklingel klingt hohl neben der echten Poesie des ungekünstelten Naturkindes. Zeuge dafür ist die lateinische und französische Poesie.

Der gelehrte Dr. Hansen, Stadtbibliothekar von Antwerpen, schreibt darüber in seinem Aufsatz „Ons Dietsch of het Nederduitsch in Duitschland" im Nederlandsch Museum 1875: „De Franschman bracht het zou wijd, dat hij nog schier als in vreemd woorden denkt, d. i. in woorden waarvan hij de beteekenis niet verstaat; daarom vindt men nergens zoovel phrasen dan bij hem; daarvan is tevens zijne lichtzinnigheid en oppervlakkigheid af te leiden. Zoo wordt hier weder de spreuk „de taal is gansch het volk" bevestigd. Daarom heft ook de Franschman instede van lyriek, niets dan rhetoriek. Dichtkunst zonder praal en pronk, zonder theatraal wezen, schijnt hem ondenkbaar; zijne zoogenaamde lyriek is gepointeeret, geestig, of wel overgevoelig, kermachtig; hij heeft *chansons,* doch geene *lieders.*"

Das deutsche Lied ist der schönste Ausdruck der deutschen Volksseele, mag es nun zart und innig keusche Minne feiern, wie in „Du bist mîn, ich bin dîn"; mag es die Trauer ausdrücken um verlorene Liebe, wie in dem herrlichen „Ich hört ein Bächlein rauschen", mag es von froher Lust und frischem Trunk singen, wie in „Der liebste Buhle, den ich han, der liegt beim Wirt im Keller", oder zu Gottes Ehr und Preis ertönen, wie in „Es ist ein Ros entsprungen aus einer Wurzel zart".

Es ist daher auch gleichgiltig, aus welchem Jahrhundert man die Volkspoesie schöpft. So lange das Volk treu an seiner Landart festhält, frei von fremden Einflüssen, bleibt auch seine Kunst wenig verändert, wie die wilden Rosen jedes Jahr von neuem blühen auf der alten Stelle.

Ist die Kunstpoesie oft wie eine in einem warmen Treibhause gezogene Pflanze, so gleicht die Volkspoesie der wilden Blume, die die liebe Sonne mit ihren Strahlen grossgezogen, die der Mond mit den seinigen genährt hat; die wurzelt in der Heimatserde und wird befeuchtet vom Regen des Himmels; Bienen saugen aus ihr den Honig und die ländliche Schöne — sie ist noch keine „Dame", sondern nur eine „Jungfer" —

pflückt sie für ihre Brust. Ein ungenannter, nur mir bekannter, Dichter hat dies durch folgendes Liedchen auszudrücken gewusst:

Es blühen viele Blümlein
Im Wald und auf der Au,
Sie grüsst des Tags der Sonnenschein,
Sie grüsst des Nachts der Tau.
Von diesen Blümlein allen,
Die auf der Erde stehn,
Thut eins mir bass gefallen,
Nichts Schöners kann man sehn:
Wilde, wilde Rosen.

In düstres Schweigen hüllet
Sich ein der dunkle Wald,
Und dichter Nebel füllet
Die Landschaft trüb und kalt;
Da seh ich Blümlein winken
Von fern so hold und mild,
Thun in das Herz mir blinken,
Wie thut der Liebsten Bild:
Wilde, wilde Rosen.

Da kam ein schönes Mägdlein
Und sang ein frisches Lied,
Es stimmte ein Frau Nachtigall
Mit dem Gesang im Ried.
Die Jungfrau aber bückte
Sich zu der Ros mit Lust,
Brach lächelnd sie und schmückte
Sich froh mit ihr die Brust:
Wilde, wilde Rosen.

Da kam daher gegangen
Sein Schatz, ein frisches Blut,
Der wünschte voll Verlangen
Die Ros auf seinen Hut.
Als sie mit Frauen-Güte
Die zarte Ros ihm lieh,
Erkannt ich im Gemüte —
Es war die Poesie.
Wilde, wilde Rosen.

Wenn wir nun zum eigentlichen Begriff des „Volksliedes" (eines erst durch Herder eingeführten Wortes) übergehen, so müssen wir zunächst

feststellen, dass er sehr dehnbar und mehrdeutig ist. Franz M. Böhme, einer der gründlichsten Kenner, definiert das Volkslied in seinem „Altdeutschen Liederbuch" so: „Wir verstehen darunter nur ein solches Lied, das im Volke selbst entstand, von ihm viel und gern gesungen und durch Volksmund verbreitet und forterhalten wurde, weil seine Form einfach, sein Inhalt allgemein menschlich und leicht verständlich ist, sei er aus weltlichem oder heiligem Gebiete. — Es ist der zum Gesang bestimmte und wirklich gesungene Teil der Volkspoesie."

Volk ist in dieser Zusammenstellung nicht im heutigen, engeren Sinn zu nehmen, nicht als die an Gütern geringe, in der Bildung zurückgebliebene, arbeitende Menschenklasse, sondern als *Nation* d. h. die Gesamtheit von Menschen gleicher Abstammung, Sprache und Sitte, in welcher noch kein merklicher Unterschied in der Bildung der verschiedenen Stände hervortritt, wie solches im Mittelalter der Fall war. „Volk heisst nicht der Pöbel auf den Gassen, der dichtet und singt niemals, sondern schreit und verstümmelt." (Herder, Volksl. II, 19.)

Volkslieder sind also die Lieder, die einst ohne Unterschied Fürst und Bauer, Bürger und Adelige, Geistliche und Weltliche, Fahrende und Strauchritter, Handwerksbursche und Bauerndirnen sangen, und die sich durch mündliche Überlieferung lange Zeit, oft bis zur Gegenwart forterhalten haben und zum Teil in etwas umgewandelter Gestalt noch in den niederen Schichten der Bevölkerung gehört werden. Es sind Lieder in Volkes Herz und Mund.

Natürlich hatten diese Lieder einzelne Verfasser, deren Namen nicht erhalten sind. Aber sie waren so sehr im Geiste des ganzen Volkes gedacht, dass Grimm recht hat, zu sagen: „Das *Volk* ist eigentlich der *Dichter,* der Sänger ist nur der Mund der Sage". Neben diesen echten Volkslieder giebt es noch die sogenannten *volkstümlichen Lieder,* welche von einem Kunstdichter im Volkstone verfasst und ins Volk gedrungen sind. Soll man auch diese zu den Volksliedern rechnen?

Hier stehen sich zwei Ansichten schroff gegenüber. Als ich in Berlin bei Professor Steinthal sein geistvolles Kolleg über Volkspoesie hörte, gewann ich die Ansicht, dass die Dichter aus der Sphäre bewusster Bildung niemals den Volkston vollständig richtig wiedergeben könnten, dass also stets eine Kluft zwischen beiden Gattungen klaffe. Als ich dann später mit dem berühmten Germanisten Scherer über denselben Gegenstand sprach, meinte er, diese Unterscheidung liesse sich nicht halten. Er habe früher dieselbe Ansicht gehabt, sei aber davon abgekommen.

Ich glaube, die Wahrheit liegt hier in der Mitte. Der Hauptunterschied in der Bildung beruht ja seit dem Ausgange des Mittelalters darauf, dass die höheren Stände die „klassische" Bildung in sich aufgenommen und dadurch sich von den „Ungebildeten" in ihrer Denk- und Ausdrucks-

weise getrennt haben. Es liegt auf der Hand, dass durch diese Ausbildung der Sinn für das Germanische hat leiden müssen. Wer für die römische und die durch sie beeinflussten französischen und deutschen Dichter schwärmt, wird im Volkston nicht dichten können.

Aber man kann sich Dichter denken, denen jene Dichter nicht als Muster galten, die sich, zumal wenn sie aus dem Volke selbst hervorgegangen sind, in den Seelenzustand derselben mit ihrer Phantasie und ihrem Gefühle hineinversetzen und aus ihm heraus echte Volkslieder verfassen können. Das Studium des Lateinischen ist dann natürlich, ebenso wie das des klassischen Französischen, ein Hindernis. In der That haben gewiss wenige Dichter vermocht, ohne Fehler Volkspoesie zu schaffen.

Steinthal hat dies an einigen Beispielen damals schön gezeigt. Er wies z. B. auf das bekannte, viel gesungene Lied von Uhland hin: „Ich hatt' einen Kameraden". Er sagte, der Schluss sei durchaus nicht dem Volke gemäss. Es sei eine Rohheit, deren Männer aus dem Volke nicht fähig seien, dem zum Tode verwundeten Kameraden die Hand nicht reichen zu wollen, weil man dazu keine Zeit habe. Auch kenne das Volk kein „ewiges Leben". Das ist ein viel zu abstrakter Begriff. Es weiss nur von einem „Himmelreich", ja, von einer „Himmelsthür", und schliesslich ist der Hinweis auf das ewige Leben in diesem Augenblicke wenig herzlich.

Das sind sehr feine Bemerkungen, die ihre Richtigkeit haben mögen. Man muss aber bedenken, dass auch das Volk fortschreitet, vielleicht nicht immer zum Besseren. Aber es findet doch eine Veränderung in der Volksseele und damit auch in der Ausdrucksweise statt. Die Lieder zur Zeit Karls des Grossen waren auch ganz anders als die zur Zeit Luthers. Das Volk hatte sich eben verändert. Es sickern zu allen Zeiten Anschauungen, so gut wie Wörter, von oben nach den unteren Ständen durch. Man kann nicht gut alle Volkspoesie in einen Topf werfen und der „Kunstpoesie" gegenüber stellen. Es giebt zahllose Zwischenstufen zwischen den beiden äussersten Extremen, der von Horaz und Virgil inspirierten modernen Gelehrtenpoesie und etwa einem Landsknechtlied. Das altfranzösische Rolandlied wurde gewiss vom ganzen Volke gesungen. Aber es finden sich in ihm Spuren, die auf geistliche Gelehrsamkeit hinweisen. Ein entsprungener Kleriker, der als Vagant das Land durchstreifte, brachte vielleicht manchmal etwas Fremdes aus seiner Bildung dem Volke mit. Aber wenn das Volk diese neuen Wendungen oder Gedanken annahm, wurden sie Volksgut, so gut wie die Fremdwörter, auf deren — womöglich falschen — Gebrauch manche Ungebildete so stolz sind.

Ich habe einmal einen Sommer bei einfachen Bauersleuten im steyrischen Gebirg, fern von aller Kultur zugebracht. Da entsinne ich mich, dass die Bauersfrau einst von einem Manne, der gut sprechen konnte,

zu mir sagte: „Der kann gut diskurrieren (dischkurire)". Gott weiss, wie dieses Fremdwort dorthin gekommen ist. Aber so gut wie solche Worter Eingang finden in Volkskreise, kann man sich auch vorstellen, dass das Volk auch andere Dinge annimmt.

„Einen grundsätzlichen Unterschied zu finden zwischen dem „Kunstvolksliede" der Schreiber (der volkstümlichen Kunstdichter des 15. und 16. Jahrhunderts) und dem „volkstümlichen Kunstgedicht" von Goethe und Scheffel überlasse ich mit Fug und Recht denen, die mit gier'ger Hand nach Schätzen graben und froh sind, wenn sie Regenwürmer finden. Von Vorläufern der Goethe, Uhland, Eichendorff, Hauff, Müller, Scheffel, Baumbach rühren die weitaus besten und für die Art des deutschen Volksgesanges kennzeichnendsten unserer „Volkslieder" her," — sagt Brunier in seinem „Deutschen Volksliede", Leipzig 1899.

Was vom Volke gesungen wird, ist als Volkslied zu betrachten. Das Volk hat ein feines Gefühl für das, was zu ihm passt. Nur ist natürlich ein Unterschied in der Güte. Je nach der Gegend wird der poetische Sinn stärker oder schwächer sein. In einsamer Gebirgsgegend, wo die Bauern noch selbst Schnadahüpfel improvisieren und sich durch Trutzgesangeln zum Gesangwettstreit herausfordern, steht er höher als in einem Dorfe in der Nähe einer Grossstadt, wohin womöglich Tingeltangellieder gelangen.

Auch darin ist ein merkwürdiger Gegensatz, dass in manchen Gegenden der Dialekt nicht für würdig gehalten wird als Gefäss der Poesie für das Volk zu dienen, während in anderen (namentlich im äussersten Norden und Süden) die Volkssprache auch die Sprache der Poesie ist. „Wie das Volk in seinen Liedern überall durch eine edlere und höhere Gefühls- und Anschauungsweise sich aus der gemeinen Wirklichkeit zu erheben trachtet, lieber in einer weitentrückten Vergangenheit als in seinen dermaligen Zuständen verweilt, lieber mit Königen, Markgrafen und Rittern als mit seinesgleichen verkehrt, seiner wollenen Röcke und kattunenen Jacken nicht gedenkt, sondern alles in Sammet und Seide kleidet und mit Gold und Perlen schmückt, ja sogar die alltäglichen Genüsse, Brot und Kartoffeln, Wasser, Schnaps und Bier in Weissbrot, Wildbret und Fische und kühlen Wein verwandelt, so sucht er auch in eben diesen Liedern sich seiner gemeinen Sprache zu entäussern; das Volk singt hier (in Schlesien) wie überall in Deutschland mit wenigen Ausnahmen *hochdeutsch*" — schreibt Hoffmann von Fallersleben in einem offenen Briefe, den er am 15. Juni 1840 in zwei Breslauer Zeitungen veröffentlichte.

Darin mag man das unbewusste Streben des Volkes erblicken, wenigstens im Liede, im Reich der Phantasie, sich in eine höhere Sphäre aufzuschwingen und die rauhe Wirklichkeit des Lebens zu idealisieren.

Wie ein Gebildeter einen schönen Roman liest, der ihn in andere hö-

here Gesellschaftskreise einführt, ihn mit verfeinertem Leben bekannt macht, so ist das epische Volkslied der Roman des gemeinen Mannes. Da hört man von Prinzessinnen und Rittern, von Zwergen und Riesen: es ist eine erträumte, verschönte Welt, es ist das Wunschland des Märchens. Nimmt man sie dem Volke, so wird es leicht platt und gemein. Denn das ist die wahre Poesie, die uns hinaushebt über die Alltäglichkeit des Werktaglebens. Diese Poesie kann aber auch der schlichteste Mann haben.

„Es giebt nur *eine* Poesie, die echte, wahre; — sagt Goethe — alles Andre ist nur Annäherung und Schein. Das poetische Talent ist dem Bauer so gut gegeben, als dem Ritter; es kommt nur darauf an, ob jeder seinen Zustand ergreift und ihn nach Würden behandelt, und dann haben denn die einfachen Verhältnisse die grössten Vorteile; daher denn auch die höheren, gebildeten Stände meistens wieder, insofern sie sich zur Dichtung wenden, die Natur in ihrer Einfalt aufsuchen."

So ist die Bekanntschaft mit dem alten Volksliede für uns ein Trost in unserer so unpoetischen Zeit. Es ist, wie wenn ein müder Wanderer zu heisser Sommerzeit sich einer frisch und lauter sprudelnden Quelle nähert. Da ist das junge Mädchen, das den armen gefangenen Landsknecht, der im hohen Turm sitzt, befreit, (wie ein niederländisches Lied singt von „Hanselijn").

Si sette hem op haer vaders grau ros:
„Landscnecht, geeft de moet nich verloren!'
Doer hi ter halver weghe quam,
  Hi keec so dicwils omme;
Hi dochter wel om den toren, was hooch,
  Maer meer noch omt meisken was jonghe.
„Nu heb ic al de joncfrouwen lief
  Al omme de wille van ene,
Si heefter behouden het leven van mijn,
  Och, mochtic haren dienaer wesen!"

(Sie setzte ihn auf ihres Vaters grau Ross:
„Landsknecht, gieb den Mut nicht verloren!"
Da er des halben Weges kam,
Er schaute sich mauchmal umme,
Er dachte wohl an den Turm so hoch,
Doch noch mehr an das Mädchen, das junge.
„Nun hab ich alle die Jungfrauen lieb
All um der Willen der einen:
Sie hat gerettet das Leben mir,
Möcht gern als ihr Diener erscheinen!")

Da ist der arme, aber kecke Reitersmann, der „hat ein Mägdlein im Herzen lieb". Er reitet „den grünen Wald auf und ab, da hört man die Waldvögelein singen."

„Wir kamen für eines wirtes haus,
Da sach das megdlein zum fenster aus,
das megdlein auf hoher zinnen:
„So hab ich alle die Reuter lieb
umb meines buben willen."

Freilich, es ist nicht immer leicht, die Richtige zu finden. Denn

„Reichtum und schönheit,
fein adelig und fromm:
Wo man die vier beisammen findt,
leucht heller als die sonn."

Wenn man aber eine findet, die man lieben kann, dann bleibt man ihr auch treu.

„Sobald mir gott tut bescheren
ein zarts jungfräulein:
Bleib ich bei ir in eren,
tn stetigs bei ir sein.

Von irentwegen duld ich alls,
wenn ich gleich sterben soll,
Und bin ich ir auch im herzen hold,
das weiss der liebe Gott wol."

Freilich, wenn man sich von ihr trennen muss, das giebt einen bitteren Schmerz.

„Es ist auf erd kein schwerer leiden,
s wenn sich zwei herzlieb müssen scheide
Ja bitter tot, mit deiner not
und ganzem rat:
dir kann ich nichts vergleichen.

Wenn ich gedenk an vil der stund,
darin ich küst iren roten mund,
O adelich zier, allein nach dir
steht mein begir,
kein lieber mag mir werden.
Ir mündlein rot, ir gelb kraus har,
ir angesicht freundlich zwar
Hat mir mein herz (ich gar nicht scherz

mit grossem schmerz)
aus trauren bracht in freuden.
Feins lieb, du bist die werte mein,
auf dich vertrau ich gar allein,
O edle ros, in deinen schoss
werf ich mein los,
solches ist mir gefallen."

Muss der Liebste in die Ferne ziehen, so ist das Mädchen übel daran.

„Das frewlein des schrei: „morte!
mort über alles leid!
mich krenken deine worte,
herzlieb, nit von mir scheid!
für dich so setz ich gut und er,
und solt ich mit dir ziehen,
kein weg wär mir zu fer".

Aber sie vertraut auf Gott und befiehlt ihn in seine Obhut.

„Ach reicher got, verleih im glück,
wo er reit in dem lande!
bewar sein leib vor unfalls dück,
bhüt in vor leid und schande!
das wil ich immer danken dir
tag, nacht und alle stunden.
Wann ich gedenk, dass ihm wol get,
mein herz in grossen frewden stet,
mir ist der liebst auf erden.

Freilich, es ist ja besser als Knabe geboren zu sein:

„Wär ich ein Knab geboren,
ich wolte ziehn über feld,
ich wolte die trommel rüren
dem kaiser um sein geld."

Aber am sichersten ist es doch immer, wenn man alles Gott überlässt und die Nöten des Lebens mit Mut erträgt, mögen auch die schwersten Anfechtungen kommen.

„All ding ein weil" ein sprichwort ist;
herr Jesu Christ,
du wirst mir sten zur seiten
und sehen auf das unglück mein,
als wär es dein,
das wider mich wirt streiten.
Muss ich denn dran

auf diser ban,
welt, wie du wilt,
got ist mein schilt,
der wird mich wol beleiten!"

Mögen die Menschen auch lügen und verleumden, sie haben keinen Gewinn davon. Die Wahrheit dringt doch durch. Gottes Wort, so oft verdunkelt, ertönt aufs neue und weckt neue Lebenskeime, wie der Frühling die holden Blümchen aus der Erde spriessen lässt.

„Die lass man liegen imer hin,
sie habens keinen fromen;
wir sollen danken gott darin,
sein wort ist wider komen;
der somer ist hart für der tür,
der winter ist vergangen,
die zarten blümlein gen herfür:
der das hat angefangen,
der wird es wol volenden."

Die letzte Strophe ist von Luther, der auch eine kräftige Melodie zu diesem Gedichte über die Brüsseler Märtyrer komponiert hat. Diese alten Melodieen, die aus den Kirchentonarten hervorgegangen sind, sind uns fremd geworden und daher für uns oft wenig geniessbar. In der Zeit Luthers kam es auf, die einstimmige Melodie auf höchst kunstreiche Weise mehrstimmig auszugestalten. Daneben erhielt sich aber beim Volke noch die alte Weise. Bach und Mozart haben sich geäussert, sie würden alle ihre Werke dafür geben, wenn sie die Weise zu dem berühmten Scheideliede „Innsbruck, ich muss dich lassen" geschaffen hätten. Es war eine sangesfrohe Zeit voll von Jugendkraft, Frohsinn und Naturgefühl.

Wir sind alt geworden und sehnen uns manchmal gern wieder zu ihr zurück.

Fortzetzung folgt.